

Herausgeber:
medico international
Obermainanlage 7
D-60314 Frankfurt am Main
Tel.: (069) 94 43 80
Fax: (069) 43 60 02
E-Mail: info@medico.de
www.medico.de

Redaktion:
Thomas Gebauer, Martin
Glaserapp, Katja Maurer

Lektorat: Reinhard Arendt

Grafische Konzeption: Andrea Schuldt
Satz: Andrea Schuldt, Ingo Thiel

Die Fotos auf den Seiten 4 und 14 sind entnommen dem Katalog der Ausstellung »Afrika Remix. Zeitgenössische Kunst eines Kontinents«, museum kunst palast, Düsseldorf.

Spendenkonto:
1800 Frankfurter Sparkasse
(BLZ 500 502 01) oder
6999-508 Postbank Köln
(BLZ 370 100 50)

Deutsches
Zentralinstitut
für soziale
Fragen/DZI



DZI Spenden-Siegel:
Geprüft • Empfohlen

ISSN 0949-0876

- 3 Editorial
- 4 Kommentar
Fördern und Fordern
- schwerpunkt:**
- 6 Eine andere Hilfe braucht eine andere Öffentlichkeit
Globale Netze, lokale Knoten
- 9 medico & partner
Vernetzung der Kritik
- 9 Filmen als Voraussetzung für Demokratie
Afghanisches Reality-TV
- 11 Erfolg eines internationalen Netzwerkes
Diamantenboykott
- 13 Südafrika / Sierra Leone
Innerafrikanisches empowerment
- 14 Das People's Health Movement
Lobby in den Vorhöfen
- 16 Der Minenopfer-Fonds
600x Bewegung schaffen!
- 18 Israel / Palästina
Zukunft ohne Aussicht?
- 22 Spendeneingang bleibt konstant
Jahresbilanz 2003
- 24 Konferenz »Armut und Gesundheit«
Think global – act local!
- 26 Ellis Huber
Heilung ist möglich
- 26 stiftung medico international
Die Idee kommt voran!
- 28 Hinweise
- 29 medico Aktiv!
Was Wann Wo
- 30 medico Materialien



In eigener Sache

Liebe Leserinnen und Leser, das Rundschreiben erscheint im neuen Gewand. Wie jede Veränderung ist auch die Neugestaltung des Heftes für alle Beteiligten eine aufregende Sache. Was also bleibt und was verändert sich?

Wichtig ist uns, dass das Rundschreiben seine Tradition beibehält und thematische Schwerpunkte setzt. Es geht uns nicht um die Publikation werbewirksamer Erfolgsgeschichten aus den Projekten. Zur reflektierenden Darstellung unserer Arbeit und der unserer Partner gehört auch das Diskutieren und Öffentlichmachen unseres Herangehens und unserer manchmal auch divergierenden Sichtweisen. Es wird also nach wie vor den gewohnten Lesestoff geben, darunter auch Nachdenkliches und Streitbares. Wir werden uns nicht den zappenden Sehgewohnheiten unterwerfen, die mittlerweile für den Print-Bereich vorschreiben, dass alles möglichst in lesefreundliche Häppchen verpackt werden muss.

Das Rundschreiben ist das wichtigste Kommunikationsmittel mit all denen, die sich für unsere Arbeit interessieren. Aber eben auch Ort des Austauschs und Erkenntnisgewinns für uns selbst. Deshalb bleibt es bei der Textfülle. Man kann sie uns aus der Sicht modernen Marketings vorwerfen. Dann loben wir hier die Beharrung. Andrea Schuldt, die Grafikerin, der wir das neue Raster zu verdanken haben, betont diese »Textlastigkeit« noch, indem sie manche Texte einspaltig setzt. Das Rundschreiben grenzt sich ab vom Lesen im Kompaktformat, wie es in den Lifestyle-Magazinen propagiert wird.

Was ändert sich? Wir haben vier Farben. Das ist offensichtlich, aber eigentlich nur ein zufälliges Beiprodukt. Beim Nachverhandeln mit der Druckerei stellte sich nämlich heraus, dass wir die Vierfarbigkeit nun billiger bekommen als unsere

vorherige Druckweise, bei der wir auf einigen Seiten nur eine Zusatzfarbe hatten. Viel mehr Arbeit, wenn auch nicht ganz so offensichtlich, sind all die kleinen Veränderungen, die tatsächlich für mehr Lesefreundlichkeit sorgen sollen. Wir haben Rubriken geschaffen, die es zum Teil auch vorher gab, die aber nicht kenntlich gemacht wurden. Nun finden Sie die Hinweise im dezenten Grau vertikal an den Artikeln angeordnet. Mit Balken und Farben wollen wir die Zuordnung der Artikel deutlicher machen. Denn nicht immer vermittelte sich früher, was sich die Macher eigentlich als zusammengehörig gedacht hatten. Hier schaffen die neuen grafischen Mittel mehr Zusammenhänge. Auch Zwischenüberschriften, Zitate, Bildtexte wurden vereinheitlicht und integraler Bestandteil des visuellen Inhalts. So gibt es nun mehr Zugänge zu den einzelnen Texten, die Ihnen ermöglichen zu entscheiden, ob Sie den Artikel lesen möchten. Verändert hat sich auch das Schriftbild. Wir haben eine neue schlanke, strenge Schrift ohne Serifen. Das ist auf den ersten Blick ungewohnt. Vielleicht wird mancher sagen: zu klein. Für den aus unserer Sicht positiven Wert der Textfülle aber natürlich ein Pluspunkt.

Es drängt sich an dieser Stelle die Deutschland bewegende Frage nach der neuen Rechtschreibung auf. Bei allem Kulturpessimismus, dem auch wir bisweilen frönen, möchten wir es hier gern mit der Libertinage des Pragmatismus halten. Wir praktizieren das, was uns sinnvoll erscheint. Das Ganze ist ein work in progress. Wir sind gespannt, was sich aus diesen Neuanfängen noch entwickelt. Auch Ihre Reaktionen würden wir gern erfahren. Schreiben Sie uns.

Herzlichst Ihre



Katja Maurer

Fördern und Fordern

Gegen eine Hilfe im Dienste des Ausschlusses

kommentar

Otto Schily machte es auf seine Weise klar. Inmitten des anwachsenden Protestes gegen die skandalöse Verhöhnung von Arbeitssuchenden als »Sozialschmarotzer« verdeutlichte der gelernte Humanist, dass heutzutage gerade auch die Aktiven zu Verlierern werden können. Statt diese zu fördern, verlangte er deren Ausschluss. Die Rede ist von all den Migrantinnen und Migranten der sich gegenwärtig bildenden Weltgesellschaft, die, so Schily, künftig in Lagern aufgefangen werden sollen.

Dabei müssten doch gerade sie, die sich von Afrika nach Europa auf den Weg machen, zu denen gezählt werden, die die neoliberale Botschaft von Flexibilität und Mobilität am meisten verinnerlicht haben. Sie verlassen Heimat und Familie, geben traditionelle Sicherungssysteme auf, riskieren alles, um den lockenden Versprechungen zu folgen, suchen ihre Chancen, verhalten sich ganz so wie die offiziell gepriesenen unternehmerischen Ich-AGs – und kommen doch nirgendwo an.

Die Migrantinnen und Migranten unserer Zeit aber spielen, anders noch als zu Zeiten der Blockkonfrontation, keine Rolle mehr. Sie bleiben chancenlos und verbannt in die Welt des Ausschlusses, weil sie weder als Produzenten noch als Konsumenten der globalisierten Ökonomie von Nutzen sind und sich auch politisch nicht mehr instrumentalisieren lassen. Sie haben nichts, das sie als Verhandlungsmasse in die Waagschale werfen könnten. Sie sind überflüssig, einfach nur eine Störvariable, die es zu kontrollieren gilt.

Die ganze fürchterliche Wahrheit aber wollte der deutsche Innenminister dann doch nicht eingestehen. Statt von der Errichtung neuer Barrieren sprach er von Lagern, die zum Schutz der Flüchtlinge geschaffen werden. Eine verkehrte Welt, die an Orwells negative Utopie erinnert und zu der auch passt, dass hierzulande die Abschiebegefängnisse nun euphemistisch »Ausreisezentren« genannt werden – so als ginge es nur darum, den Flüchtlingen Service und Hilfestellungen bei ihrer Heimkehr zu erweisen.

Der gesellschaftliche Ausschluss ereignet sich aber nicht nur von den Rändern her; er findet auch aus der Mitte der Gesellschaft heraus statt. Auch hierzulande fallen immer mehr Menschen der sozialen Marginalisierung und ökonomischen Zerrüttung zum Opfer. Selbst wer Hunderte von Bewerbungen schreibt und bereit ist, Familie und Heimat zu verlassen, um am anderen Ende der Republik eine neue Arbeit zu finden, kann zum Verlierer werden, weil es für ihn in dem unseligen Spiel, das kapitalistische Verwertung heißt, keinen gesicherten Platz, keine dauerhafte Möglichkeit der Teilhabe mehr gibt.

Hindernisse, Mounir Fatmi, 2003



Kaum bemerkt gerät bei all dem auch die Hilfe in ihr Gegenteil. Statt weiter um Integration bemüht zu sein, steht sie mehr und mehr im Dienst der Exklusion. Nicht die Streichung der EU-Agrarsubventionen, die endlich eine auf den Weltmärkten konkurrenzfähige afrikanische Landwirtschaft entstehen ließe, steht auf dem Programm, sondern der forcierte Aufbau vorgelagerter Grenzschutzkontrollen entlang der nordafrikanischen Küste. Länder wie Spanien und Italien sehen in solchen Sicherheitsmaßnahmen längst Projekte einer bilateralen Entwicklungszusammenarbeit, die obendrein noch davon abhängig gemacht werden, dass sich die Empfängerländer, Tunesien und Libyen beispielsweise, zur Rücknahme von Flüchtlingen verpflichten.

Den Ausgeschlossenen zu helfen und ihren Ausschluss zugleich zu zementieren, darin liegt die Paradoxie einer Hilfe, die sich auf das notdürftigste Abfedern der negativen Folgen des herrschenden Systems beschränkt. Hilfe für Menschen in Not bleibt unbedingt auch weiterhin notwendig, nicht aber die, die sich nun anheischig macht, das offenbar lukrativ gewordene Feld zu erobern.

Tatsächlich steht zu befürchten, dass nun auch das helfende soziale Handeln flexibilisiert werden soll. Wenn in Brüssler Geberkreisen kürzlich die Forderung »untying the aid« laut wurde, so ist damit nicht gemeint, komplizierte Vergabekriterien den Realitäten im Projektgeschehen anzupassen, sondern öffentliche Entwicklungsgelder künftig auch der Privatwirtschaft anheim zu stellen. Denn das Business hat bereits die Hand nach der Hilfe ausgestreckt. Auch sie soll von allen lästigen Fesseln befreit werden (tie, zu dt.: Band, Krawatte, Fessel, Verpflichtung), so als wären es bislang die solidarischen Helfer gewesen, die mit Schlips und Kragen durch die Welt gegangen seien und nicht die Geschäftsleute. Eine ethisch begründete Verpflichtung

zur Hilfe jedenfalls wird es tendenziell immer weniger geben. Und so passt Otto Schilys Idee der vorgelagerten Auffanglager zum erstaunlichen Eingeständnis der deutschen Politik, dass Hartz IV weniger mit Fördern und Fordern zu tun hat, als mit einer angeblich alternativlosen Herabsetzung des Lebensstandards derjenigen, für die es in der eigenen Gesellschaft keinen Platz mehr gibt. Hilfe verkommt zur Absicherung von Spaltung und Ausschluss.

Was aber sind die Alternativen? Die Rückkehr zu einem autoritären Wohlfahrtsstaat, der von der Idee normativer Standard-Biographien getragen wird? Oder die Entfaltung eines emanzipierten Lebens, das nicht unbedingt in lebenslangen Normalbeschäftigungsverhältnissen zum Ausdruck kommen muss? Selbstbestimmtes Leben bedeutet Offenheit für Veränderungen, schließt Brüche ein und so auch Phasen von Unsicherheit. Damit solche Offenheit, in der alleine sich neue Lebensformen entfalten können, nicht zum Zerfall von Gesellschaftlichkeit führt, wie das gegenwärtig der Fall ist, muss Offenheit umso mehr gesellschaftlich abgesichert werden.

In einer künftigen Gesellschaft sollte deshalb niemand mehr von Ausschluss bedroht sein. Ohne die Garantie einer generellen Existenzsicherung sowohl im materiellen wie auch im Sinne gesellschaftlicher Teilhabe wird Gesellschaftlichkeit nicht zu retten sein. Nur wo den sozialen und politischen Rechten der Menschen entsprochen wird, können sich tragfähige eigenverantwortliche Lebensformen jenseits von staatlicher Bevormundung und jenseits von Staatszerfall entwickeln. Diesen Prozess zu unterstützen und die entsprechenden Initiativen von Menschen in aller Welt zu fördern, gehört auch zu den Aufgaben einer Hilfe, die eine andere Welt im Auge hat. Damit bekämen Fördern und Fordern wieder einen emphatischen Sinn.

Thomas Gebauer

Globale Netze, lokale Knoten

Eine andere Hilfe braucht eine andere Öffentlichkeit

Thomas Seibert

schwerpunkt

Ein Ort, an dem Demokratie und Öffentlichkeit schon vor Jahrhunderten zusammenkamen, war die »Agora«, der Marktplatz, an dem die Bürger Athens in freier Versammlung über die öffentlichen Belange ihrer Stadt stritten. Bald schon kam zur Sprache, dass sich die Bürger dort nur treffen konnten, solange die für solche Freiheit notwendige Arbeit von Sklaven und Frauen verrichtet wurde. Den Frauen und den Sklaven war – wie den Fremden – der Zugang zur Agora verwehrt. Von Fortschritten in der Geschichte demokratischer Öffentlichkeit kann seither immer dann gesprochen werden, wenn der Kreis derer, die in freier Rede ihr Wort ergreifen, erweitert wird. Jedoch: Je umfassender Öffentlichkeit zugleich globalisiert und massenmedial inszeniert wird, umso dringlicher wird es, nicht nur einen, sondern viele solche Orte der freien Rede zu schaffen, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Den Agoren fällt dann die Aufgabe zu, den über alle Medien verbreiteten Monolog des neoliberalen Pensée Unique zu unterbrechen. Dieses »Einheitsdenken« gibt zwar offen zu, dass unsere Welt im freien Fall von einer Krise in die nächste stürzt, nimmt dies aber nur zum Anlass, um immer wieder das eigene Credo zu wiederholen, nach dem es zu neoliberaler Politik eine Alternative weder geben darf noch kann.

Spektakel der Politik, Spektakel der Hilfe

Was für die Politik gilt, gilt in gleicher Weise für die Hilfe, und dabei hat das eine mit dem andern zu tun. Denn Politiker und Medien, die den Fortschritt kapitalistischer Globalisierung als »alternativlos« legitimieren, müssen auch und gerade die Verlierer und Ausgegrenzten ihres Fortschritts öffentlich in Szene setzen, und das vor allem dort, wo sie nach Millionen zählen, im globalen Süden. Dessen Menschen erscheinen im massenmedialen Stereotyp entweder als »gefährliches Subjekt« oder als reines Opfer. Ersteres ist ein Fall für die weiße (Welt-)Polizei, letzteres das Objekt der weißen Hilfe. Die kommt mit den auf jede Krise folgenden »Flüchtlingsströmen« ins Bild, fliegt von außen ein, verteilt Zelte, Decken, Medikamente und Reis, platziert an den Eingängen der Flüchtlingslager und auf den T-Shirts der Geretteten werbewirksam das Logo der jeweiligen Organisation. Ist der Höhepunkt überschritten – in der Regel eine Sache weniger Tage – ziehen die »Schnellen Eingreiftruppen« der weißen Medien und der weißen Hilfe wieder ab. Was von solcher »Berichterstattung« hängen bleibt? Der schwarze Täter, die schwarzen Opfer, der weiße Helfer. Und hier, »zu Hause«, das Gefühl, trotz Hartz IV noch einigermaßen sicher zu sein.

Netzwerke demokratischer Öffentlichkeit

Die von medico initiierte Internationale Kampagne zum Verbot von Landminen war und ist immer noch das Beispiel einer Hilfe, die da nicht mitspielen wollte und will. In den Ländern des Südens nicht, weil nicht einfliegende Helfer, sondern die Betroffenen selbst zum Zug kommen, die salvadorianischen, angolanischen oder afghanischen Partnerorganisationen medicos. Schon in ihrer tagtäglichen Arbeit treten sie den Beweis an, dass die Überlebenden der Minenkriege keine bloßen Opfer sind, die unfähig wären, in eigener Sache das



Wissen und Kommunikation begründen erst über die Gegenwehr neue Formen der Subjektivität, Vorhof der Universität Frankfurt am Main. Foto: Ingo Thiel

Wort zu ergreifen. Zugleich wurde die Kampagne zur weltumspannenden Agora, zu einer internationalen demokratischen Öffentlichkeit, die ihre Sache in eigenem Namen vortrug. Ihren politischen Erfolg verdankt sie auch den Sprecherinnen und Sprechern, die sie auch hier, vor Ort, auf den Plätzen der Städte und Gemeinden fand.

»Vor Ort«, das hieß auf Abendveranstaltungen, ausgerichtet von einer Kirchengemeinde, einer Schülergruppe, oft auch von einer Einzelperson, wo Mitarbeiter von medico ein Forum fanden, um für das Landminenverbot zu werben. Oder an zahllosen Infoständen in samstäglichem Innenstädten, wo Flugblätter verteilt und Tausende von Unterschriften gesammelt wurden. Oder in Redaktionsbüros, wo Unterstützer der Kampagne erreichten, dass die lokale Tageszeitung einen Hintergrundbericht zum Minenproblem druckte. Ohne solche Netzwerke demokratischer Öffentlichkeit hätte die Kampagne den Verteidigungsministerien und Rüstungskonzernen das Landminenverbot nicht abtrotzen können. Ohne die Spenderinnen und Spender und ohne die Fördermitglieder nicht, die diese Arbeit finanzierten, und ohne die ehrenamtlichen Mitstreiterinnen und Mitstreiter nicht, die an ihrem Ort das Veranstaltungslokal angemietet, den Infostand aufgebaut, die Flugblätter verteilt, den Lokalredakteur angesprochen haben.

Mitstreiter gesucht: Räume der freien Debatte öffnen

Auf solche Netzwerke ist medico heute mehr denn je angewiesen: Mitstreiter, die Räume der freien Debatte öffnen. Das wird in vielen Fällen wiederum ein Veranstaltungslokal sein. Das kann aber auch eine Buchhandlung, eine Gaststätte, ein Kulturzentrum sein, wo Informationsmaterial ausgelegt wird. Oder eine Schule, an der eine Projektwoche zu den fortdauernden Minenkriegen organisiert werden kann, mit einem Sponsored Walk zum Abschluss, dessen Ertrag an die »Organisation for Mineclearance and Afghan Rehabilitation« (OMAR) geht, einen der medico-Partner in Afghanistan.

Globalisierung und Demokratie

Ist die Mine ein Symbol für den tatsächlichen Zusammenhang von Globalisierung und Krieg, so ist die Anti-Minenkampagne ein Beispiel für den möglichen Zusammenhang von Globalisierung und Demokratie. Der aber ist auch auf vielen anderen Feldern herzustellen, in den Ländern des Südens, im Nord-Süd-Verhältnis und eben deshalb auch und gerade hier, im eigenen Land. So haben wir im letzten Jahr eine Rundreise durch acht Städte organisiert, auf der Miri Weingarten von den israelischen Ärzten für Menschenrechte und Daoud Abdeen von den palästinensischen Gesundheitskomitees vom Kampf um die Demokratisierung ihrer Gesellschaften berichteten. Möglich war das nur, weil wir vor Ort Partner fanden, die die Veranstaltung für sich und mit medico organisierten: zuerst Einzelne, dann eine Friedensgruppe, Professoren einer Hochschule, einen Ortsverband von attac, den Gewerkschaftsbezirk.

Insgesamt nahmen über 600 Leute an den Veranstaltungen teil und erfuhren so, dass und warum der Konflikt in Israel-Palästina – wie die zahllosen Krisen und Konflikte anderswo – in den Bildern der Prime Time News nicht aufgeht. Nicht zuletzt deshalb, weil Menschen dort eine Hilfe leisten, die politisch für einen Frieden Partei ergreift, der ohne Demokratie auf allen Seiten nicht zu haben ist.

Das verbindet uns und unsere Partner in Israel-Palästina wie im eigenen Land mit Millionen von Demonstranten, die am 15. Februar 2003 weltweit gegen den Irakkrieg protestierten. Sie folgten einem Aufruf des Europäischen Sozialforums, das wenige Monate zuvor in Florenz stattfand. Das Weltsozialforum in Porto Alegre übernahm den Florentiner Aufruf, verbreitete ihn über Internetseiten und Hunderttausende von E-Mails, in einem horizontalen, nicht zu kontrollierenden Austausch. Das Netz der Agoren überspannt die ganze Welt und verdichtet sich in unzähligen Knoten – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn, an einem Infostand auf dem Marktplatz irgendwo in der Bundesrepublik wie über den access point einer wireless LAN-Verbindung. Es sind nicht unbedingt gemütliche Orte, weil die Agora ein Ort des Austauschs nur ist, sofern sie ein Ort des Streitens um die öffentlichen Belange ist, um die »res publica«. medico und seine Partnerinnen und Partner spinnen im Netz der Agoren ihre Fäden, von Knoten zu Knoten. Wir brauchen solche, die dabei mitmachen wollen, an vielen Orten, auch an Ihrem Ort. Rufen Sie uns an.

PS: Übrigens, »agora« heißt auf portugiesisch »jetzt« bzw. »gegenwärtig« – und ist der Name einer oppositionellen Wochenzeitung in Angola. Deren kritische Berichte über staatliche Menschenrechtsverletzungen werden im medico-newsletter zu Afrika verschickt.

medico vor Ort

Auch für medico ist das Partnernetzwerk im eigenen Land ein Experiment. Anfang des Jahres fand ein erstes Treffen mit 30 Unterstützerinnen und Unterstützern statt. Thema war: Wer kann – im beidseitigen Interesse – was tun? Eine Mailingliste wurde eingerichtet und Verabredungen über kleine und größere Aktivitäten bis ins nächste Jahr hinein getroffen. Es geht um Infostände mit medico-Materialien, zum Beispiel bei Kulturveranstaltungen, aber eben auch in der Innenstadt, Samstags – oder Montags. Wir planen Veranstaltungen: zum immer noch dringlichen Problem der Mine, zu Israel und Palästina, zu globalen sozialen Rechten, zu Access To Health For All – Gesundheit für alle, zur Arbeit von medico. Wir hoffen auf neue Kontakte, für weitere Aktivitäten, auf längere Sicht.

Kontakt: Anne Jung, (069) 944 38-27, jung@medico.de
Thomas Seibert, (069) 944 38-36, seibert@medico.de

Vernetzung der Kritik

Auf der Basis selbstbestimmter Gegenseitigkeit

Schwerpunkt

Mit über 50 Organisationen weltweit bildet medico ein globales »Netzwerk«. Die Unterstützung unserer Partner im Süden hilft nicht nur Menschen in Not, sondern ist auch Widerstand gegen die entmenslichte Zwangsläufigkeit eines globalisierten Marktes. Eine Ökonomie von unten – auch das sind Synergieeffekte unserer Partnernetze. Etwa in Palästina, wo die medico-Hilfe die medizinischen Teams von Mustafa Barghouti nicht nur mit Equipment und Medikamenten ausstattet, sondern zugleich auch Beschäftigungsverhältnisse für mehr als 2.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sichert. Maßstab für alle medico-Kooperationen bleibt die solidarische und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit eigenständigen Initiativen »vor Ort«, mit denen uns politische und soziale Ziele verbinden. Als quasi weltweites Netz einer »staatenlosen Demokratie«. Nur, wie gestalten sich diese Verbindungen? Wie bewegen wir uns darin? Wissen und Kommunikation begründen erst über die Gegenwart neue Formen der Subjektivität. Vier Beispiele dafür folgen, die für unterschiedliche Formen dieses Netzes stehen. Dieter Müller lernt den medico-Partner Kabura in Afghanistan kennen und stößt dabei nicht nur auf sprachlichen Barrieren. Anne Jung reflektiert das Entstehen der Kampagne »Fatal Transactions«, in der »Nord-NGOs« versuchten, den Diamantenhandel zu unterwandern. Usche Merk zeigt eine Vernetzung der besonderen Art in Sierra Leone. Katja Maurer berichtet von einer traditionsreichen medico-Verbindung, dem People's Health Movement, das sich – beinahe vergessen – wiederbelebt hat.

Afghanisches Reality-TV

Oder: Filmen als Voraussetzung für Demokratie

Kabul im Juni 2004. Ein extremer Kontrast nach vier Tagen bei den afghanischen Entminern von OMAR und MDC. Der erste Kontakt mit afghanischen Frauen. Eine sehr freundliche und offene Atmosphäre, aber zugleich eine große Anstrengung, weil die Englischkenntnisse so begrenzt sind, dass ein weitreichenderes Gespräch nur schwer zu führen ist.

Short Cuts in Kabul

Versammelt sind ca. 25 der 33 Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Filmkurses bzw. der beiden

Kurse, denn es gibt einen für Frauen und einen für Männer. Diese Kurse haben Ende Februar begonnen. Sie finden 3 mal pro Woche von 13:30 bis 15:30 statt. Sie dauern insgesamt sechs Monate. Die erste Hälfte umfasst Theorie und Praxis des Drehbuchschreibens, der Regie und des Filmschnitts usw. Anschließend wird an einem konkreten Filmprojekt gearbeitet. Aktuell ein Kurzfilm (20–25 Minuten) mit dem Titel »The son of the mother« (so lautet ihre Übersetzung). Es geht um einen ca. 10-jährigen Jungen, der zur Schule geht, dort aber häufig einschläft, weil er zuvor noch auf dem Basar arbeitet. Er wäscht

Autos. Seine Mutter ist krank und hat kein Geld. Einen Vater gibt es nicht. Sie zeigen mir die »cuts« einer Szene in der Schule. In einem Raum von Kabura wird gerade an einer weiteren Szene gearbeitet. Abends bei dem Jungen zu Hause. Die Mutter liegt krank auf einer Matratze. Neben ihr die Tochter. Der Junge liegt auf dem Boden und macht seine Schulaufgaben beim Licht einer kleinen Petroleumlampe. Die Mutter sagt ihm, er solle aufhören und die Lampe ausmachen, weil sie kein Geld haben, um Petroleum zu kaufen. In dem kleinen Raum sind 20 Leute, drei Ausbilder, die Schauspieler und Kursteilnehmerinnen. Zwei Frauen filmen, ein Jugendlicher bedient die Filmklappe. Geplant ist eine weitere Szene in der Schule und eine auf dem Basar. Im Juli und August sollen dann weitere Kurzfilme produziert werden.

Emanzipation mit der Kamera

Ich werde aufgefordert, mit den Kursteilnehmern zu sprechen, die sich im »Klassenzimmer« eingefunden haben. Ich frage sie, zu welchen Themen sie gerne Filme drehen würden. Sie antworten schnell: über das Verhältnis zwischen Mann und Frau, über die afghanische Gesellschaft, über ihr Leben als Flüchtlinge. Die Übersetzung fällt meist deutlich knapper aus als die teilweise erheblich längeren Ausführungen in Dari. Sie alle wollen, dass Afghanistan wieder vorankommt und aufgebaut wird nach all der Zerstörung. Sie wollen einen eigenen Beitrag dazu leisten. Auch einzelne Frauen äußern sich, wenngleich die männlichen Teilnehmer dominieren. Die Familien der jungen Frauen haben sich ihrer Teilnahme nicht widersetzt. Ich frage, woher sie von dem Kurs erfahren haben. Die Information wurde über afghanische NGOs, die Universität, Schulen usw. gestreut; die Anwesenden kommen aus diesem Spektrum. Bemerkenswert finde ich auch, dass eine Frau und ein Mann aus dem Ministerium für Frauenangelegenheiten teilnehmen. Als die Ministerin von dem Kurs erfuh, hat sie Khara, den Direktor von Kabura, gefragt, ob diese beiden Mitarbeiter teilnehmen könnten. Das Ministerium wolle für seine Anliegen auch Filme produzieren. Immer wieder wird medico

für die Unterstützung gedankt. Ein Teilnehmer sagt, dass sie mehr Kameras bräuchten. Khara wirft ein, dass sie mittlerweile doch vier Kameras hätten. Am Ende wird deutlich, dass erhofft wurde, nach dem Kurs könne jeder Teilnehmer eine eigene Kamera erhalten. Ich erwidere, dass medico eine eher kleinere Organisation sei und nur begrenzte Mittel für ein solches Projekt zur Verfügung stellen könne. Ein anderer Teilnehmer (der Mann vom Frauen-Ministerium) sagt, wir sollten ihnen ermöglichen, zu einer Fortbildung nach Deutschland zu kommen. Später werde ich noch mehrfach darauf angesprochen, was denn ein Visum für Deutschland kosten würde.

Die ganze Zeit wird gefilmt. Jede Möglichkeit wird für das praktische Training genutzt. Ich empfinde den Umgang zwischen Kursleitern und Kabura-Staff und den Teilnehmern sehr angenehm und offen. Ein teilweise chaotisches Treiben, Leute kommen und gehen, sowohl während der Begrüßungsrunde, wie auch beim anschließenden Gespräch mit Khara. Manchmal reden mehrere Leute wild durcheinander. Unklar bleibt, was davon übersetzt wird, auch was von meinen Ausführungen zurückübersetzt wird. Khara versucht sich zwischendurch immer wieder in Englisch, was ihm jedoch sehr schwer fällt.

Probleme des Verstehens

In dieser unübersichtlichen Situation fällt es mir schwer, den Übergang zur Geldübergabe zu finden. Ich habe die zweite Rate, also USD 5.500 in bar dabei, worüber ich Khara vorab per E-Mail informiert hatte. Ich bin mir nicht sicher, wann der geeignete Anlass dafür gekommen ist. Denn ich will nicht einfach so das Geld zücken. Ich versuche den Übergang und frage nach der Abrechnung für die erste Rate. Khara sagt, er würde sie uns zuschicken. Ich erwidere, es sei doch einfacher, sie mir zu übergeben, solange ich in Kabul bin. Er wiederholt das »will send« und ich bin mir unsicher, ob er damit vielleicht meint, dass er sie mir hier in Kabul zukommen lassen wird. Ich sage ihm, wie lange ich noch hier sein werde, und dass er sie doch für mich bei unseren Entmi-nen von OMAR abgeben könnte. Dann spreche

ich meine E-Mail an und dass ich ja auch die 2. Rate für sie dabei hätte. Ich gebe ihm den Umschlag und die Empfangsbescheinigung, die er mir unterschreiben muss. Er hat verstanden und schickt den übersetzenden Teilnehmer und mich zu den Studenten nach draußen, da sie sich von mir verabschieden wollten. Als wir zurückkommen, ist die Bescheinigung unterschrieben.

Zu keinem Zeitpunkt wurde mir gesagt, wie sich Kabura den Verlauf meines Besuchs vorstellt. Da ich weiß, dass in der Regel um 16 Uhr überall Schluss gemacht wird, übernehme ich die Initiative und leite die Verabschiedungsrunde ein. Es ist doch schwer, wenn man weder mit der Sprache noch den Gewohnheiten vertraut ist. Wie auch bei anderen Anlässen bleibt der Zweifel, ob man vielleicht unhöflich war, jemanden düpiert hat.

Zuvor hatte ich noch nachgefragt, ob sie nun auch von anderen NGOs unterstützt werden. Sie haben einen Antrag eingereicht aber noch keine

Rückmeldung bekommen. Auch den Studenten hatte ich gesagt, dass es wichtig sei, weitere mögliche Hilfsorganisationen zu kontaktieren und sie auf ihr Projekt aufmerksam zu machen. Es sei immer besser, mehrere Unterstützer zu haben. Wenngleich ich nur zwei Stunden bei Kabura war, bin ich erschöpft, denn das Sprechen und Zuhören ist sehr anstrengend, wenn die sprachliche Kommunikation so schwierig ist. Der Kontrast zu unseren Partnern OMAR und MDC ist auffällig. Sie sind den Umgang mit westlichen NGOs und Gebern gewohnt. Bei Kabura habe ich plötzlich den Eindruck, inmitten des vorsichtig tastenden, seine Sprache suchenden intellektuellen Milieus Afghanistans angekommen zu sein. Im Denken hat die Taliban-Herrschaft eine Wüste aus Verboten hinterlassen. Da sind vier medico-Kameras, ein Video-Gerät und die wenige Hilfe, die wir leisten können, mehr als ich für möglich gehalten hätte.

War ich vielleicht unhöflich oder habe jemanden düpiert?

Dieter Müller

Diamantenboycott

Fatal Transactions – Der Erfolg eines internationalen Netzwerkes

Der Kampf um das tägliche Überleben im afrikanischen Kriegsalltag ist kein »sexy issue«. Nur selten werden die Geschehnisse in Angola oder in der Demokratischen Republik Kongo zu einer Meldung in deutschen Medien. Die Folge: Die Erkenntnisse über die Ursachen und Auswirkungen bewaffneter afrikanischer Konflikte haben regelrecht den Status einer Geheimwissenschaft. Der einzige positive Effekt dabei ist, dass die wenigen, die trotz der medialen Ignoranz an dem Thema festhalten, eng zusammenarbeiten und sich im regelmäßigen Austausch befinden.

Angola ist eines jener vergessenen Länder. In der angolanischen Provinzhauptstadt Luena fördert medico seit 1999 ein integratives Rehabilitationsprojekt für Minenopfer. Dieses Projekt wurde in enger Kooperation mit anderen Hilfsorganisationen realisiert und die Arbeit vor Ort stand von Beginn an im Kontext der internationalen Kampagne zum Verbot von Landminen. Hilfe zu leisten und dabei immer auch die Ursachen von Krieg und Gewalt zu benennen ist ein wichtiger Bestandteil unserer Arbeit. Die Projekt- und Kampagnenarbeit sind eng verbunden und ein Beitrag zur Parteinahme für die Opfer.



Der Benutzer der Stadt – was wir alle sind – ist eine Art Leser, der je nach seinen Verpflichtungen und seinen Fortbewegungen Fragmente der Äußerung entnimmt und sie insgeheim aktualisiert (Roland Barthes). Kabul, 2003, Foto: medico

Subversive Informationen

In Angola wurde der lange Krieg und damit auch die Verlegung von Landminen aus dem Erlös des Öl- und Diamantenhandels finanziert. Das ist schon länger bekannt. Weniger bekannt waren die internationalen Akteure, die mit den kriegszerrütteten Ländern Afrikas Handel treiben und damit dazu beitragen, dass der Nachschub an Waffen sichergestellt wird. Als die britische Researcher-Organisation global witness 1999 einen Report über die Verflechtung des internationalen Diamantenhandels mit der Kriegsfinanzierung Afrikas veröffentlichte, verbreitete sich das Papier in der beschriebenen »Geheimgesellschaft« wie ein Lauffeuer. Die Studie wies nach, dass internationale Diamantenkonzerne, allen voran der Diamantenmonopolist De Beers, mit der angolanischen Rebellenorganisation UNITA Geschäfte gemacht haben. Wir beschlossen, mit den Autoren der Studie und weiteren europäischen Organisationen wie dem Netherland Institute on Southern Africa (NIZA) und dem belgischen IPIS-Institut über die Gründung einer Kampagne nachzudenken. Die Notwendigkeit des Handelns lag auf der Hand. In der europäischen Öffentlichkeit war kaum etwas bekannt über Konfliktdiamanten und ohne öffentlichen Druck bestand keine Chance, dass die Industrie das bereits 1998 in Kraft getretene UN-Embargo gegen den Diamantenhandel einhalten würde. Fatal Transactions taufte wir die Kampagne, die über die politischen und ökonomischen Hintergründe von Kriegen in Afrika und die illegale Ressourcenausbeutung informieren sollte. Ziel war es, ein effektives Kontrollsystem zu implementieren, dass dazu beiträgt, dass Kriege nicht

Die Ursachen der afrikanischen Konflikte haben den Status einer Geheimwissenschaft

mehr über den Handel mit Rohstoffen finanziert werden und die Reichtümer der Länder gerecht verteilt werden.

Soweit die Planung. Als die Kampagne Fatal Transactions im Herbst 1999 europaweit lanciert wurde, war die Aufregung bei der Diamantenindustrie groß. Die Pressesprecherin von De Beers rief umgehend bei medico an und versicherte, dass der Konzern sich aus Angola und weiteren Kriegsregionen zurückziehen würde. Nie zuvor hatte die Industrie so schnell das Gespräch gesucht. In der Branche breitete sich Panik aus. Diamanten sind das Symbol für ewige Liebe. An diesem Bild hatte die Industrie jahrelang mit aufwendigen Werbekampagnen gefeilt. Nun drohten Negativ-Schlagzeilen ungeahnten Ausmaßes. Börsenspezialisten rieten wegen der drohenden Kampagne sogar zum Verkauf von De Beers-Aktien!

Öffentlichkeit sichert Handlungsräume

Durch öffentliche Aktionen in vielen europäischen Städten und Lobbyarbeit übte Fatal Transactions Druck auf die Diamantenindustrie und die am Handel beteiligten Regierungen aus. Mehrere tausend Menschen forderten auf dem Kirchentag 2000 ein Verbot des Handels mit Konfliktdiamanten. Bücher, Filme und Ausstellungen entstanden in verschiedenen europäischen und afrikanischen Ländern. In England wurden flächendeckend konfliktfreie Klunker an Juweliere und die Presse verschickt. Mutige afrikanische Journalisten und Aktivistinnen wie Mario Paiva aus Angola und Abu Brima aus Sierra Leone versorgten uns in Europa mit Infos über

die Diamantenkriege, über Kinderarbeit in den Minen und Vertreibungen. In den Diamantenregionen Sierra Leones unterstützt Abu Brima nach dem Ende des Krieges die Minenarbeiter in ihrem Kampf um die Einführung arbeitsrechtlicher Standards und von Mindestlöhnen. Sein Überleben verdankt Abu Brima nach eigenen Angaben auch den zahlreichen Interviews, die er westlichen Medien über die Fron in den Diamantenclaims gab – kritische Öffentlichkeit in Europa kann auch direkt »vor Ort« wirken. Nach vier Jahren hat sich die Diamantenindustrie im sog. »Kimberley-Abkommen« verpflichtet, in Zukunft keine Konfliktdiamanten mehr zu handeln. In Angola hat der Rückgang des Handels mit Konfliktdiamanten maßgeblich zum Ende des Krieges im Jahr 2002 beigetragen.

Auch wenn wichtige Ziele der Kampagne noch nicht erreicht werden konnten – solange den Händlern, die weiterhin mit Konfliktdiamanten Handel treiben, keine ernstzunehmenden Strafen drohen, bleibt die Selbstregulierung ein zahnloser Tiger und auch die Eigentumsverhältnisse haben sich nicht entscheidend verbessert – ist mit der Kampagne Fatal Transactions ein Netzwerk entstanden, dass erst durch die internationale Dimension handlungsfähig werden konnte und so vieles erreichen konnte. Und weitere Rohstoffe warten: Öl, Coltan und Tropenholz.

Anne Jung

Psychosoziale Vernetzung

Innerafrikanisches empowerment

Ich fühle mich geehrt, die Eröffnungsrede für ein so besonderes Ereignis wie den Beginn des einjährigen Trainingsprogramms für psychosoziale Gemeindearbeit in Sierra Leone halten zu dürfen. Wie kam dieses Ereignis zustande? Es begann 2002, als wir zwei sierraleonische Besucher auf Empfehlung langjähriger südafrikanischer Partner in unserem Büro in Frankfurt trafen. Sie luden uns nach Sierra Leone ein. Nicht zuletzt durch unsere Kampagne gegen den Handel mit Kriegsdiamanten hatten wir eine leise Vorstellung von den Gräueln, die sich in Ihrem Land zugetragen haben. Im Gespräch mit unseren Gästen entstand damals die Idee, unseren langjährigen südafrikanischen Partner Sinani um Rat zu bitten. Sinani leistet psychosoziale Arbeit in KwaZulu Natal, einer der gewalttätigsten und zerstörtesten Regionen in Südafrika. Gemeinsam mit Zandile Nhlengetwa, der Leiterin von Sinani, kamen wir vergangenes Jahr zum Erfahrungsaustausch mit sierraleonischen NGOs hierher. Zandile, du hast damals eine Brücke zwischen allen Teilnehmern geschlagen. Es entstand zwischen uns allen ein freier Austausch von Erfahrungen. Für mich war das eine unglaubliche Erfahrung, denn dank deiner Hilfe, habe ich Menschen wie John Caulcker und Bondu Manyeh kennengelernt, die diese Fortbildung vor Ort organisieren.

Wenn ich also von einem besonderen Ereignis spreche, dann meine ich dieses Netzwerk aus unterschiedlichsten Anteilen, das in einem Prozess respektvoller Zusammenarbeit und kreativen Suchens entstanden ist. Unser Anteil bestand u.a. darin Ressourcen zu organisieren. Und so hat nach einer Anschubfinanzierung von medico, nun das deutsche Auswärtige Amt Unterstützung für unsere gemeinsame Arbeit zugesagt. Gemeinsam mit Sinani und unseren Freunden aus Sierra Leone entstand das Programm für diese Fortbildung, die maßgeblich von Zandile und ihren Kollegen durchgeführt wird. Das kann man mit Fug und Recht als innerafrikanisches Empowerment bezeichnen. Ihnen dabei viel Erfolg.

Aus einer Rede von medico-Projektkoordinatorin Usche Merk in Freetown im Juli 2004



Eine verschwimmende Welt, fokussierende Sekunden, Minuten, Stunden, Tage, vielleicht Jahre später; alles in neuer Zusammensetzung, in einer Art die man nicht versteht. Allan deSouza, 2001

Lobby in den Vorhöfen

Maria Zuniga und das unverdrossene People's Health Movement

schwerpunkt

Vom Konferenzgebäude der Weltgesundheitsorganisation WHO aus hat man einen grandiosen Blick auf den Genfer See. Hier weiß man, warum sich – wie an vielen anderen Orten der Welt auch – die Mieten in Genf an der Höhe der Wohnungslage messen. Einfach sitzen, Kaffee trinken, von den schwarzen Ledersesseln aufs Blau und Gletscherweiß schauen – das wär's. Wir sind mit den Vertretern vom People's Health Movement verabredet.

Es ist ein Treffen unter alten Bekannten. Maria Hamlin Zuniga erscheint. Ihr hennagefärbtes Haar ist schon ein bisschen licht. Aber ihre freundliche Ausstrahlung hatte sie sicher schon vor 30 Jahren, als sie als »peace corps«-Aktivistin aus den USA nach Mittelamerika ging, um »Aufstandsbekämpfung« durch Wohltätigkeit zu betreiben. Maria blieb in Mittelamerika hängen und gründete mit anderen ein Netzwerk mittelamerikanischer Basisgesundheitsinitiativen, das zu den wirksamsten Basis-Gesundheitskooperationen weltweit zählt. Auch die guatemaltekischen »Barfußzahnärzte« vom ACCSS, ein langjähriger medico-Partner, gehören dazu. Ihr gemeinsamer Ausgangspunkt, dass man über Gesundheit nicht reden kann, ohne über die sozialen und ökonomischen Lebensbedingungen der Menschen zu sprechen, ist in Zeiten des technischen Lösungs-Pragmatismus von geradezu umwälzend politischem Charakter.

Einst war dieses Selbstverständnis Grund, sich mit den Befreiungsbewegungen Mittelamerikas zu solidarisieren. Damals begann auch die Zusammenarbeit zwischen medico und Maria. Die Befreiungsbewegungen gibt es mittlerweile nicht mehr. Viele ihrer einstigen Galionsfiguren sind Teil des Establishments, das sie einst bekämpften. Aber die Gesundheitsarbeiter sind geblieben – oftmals bei den Gemeinden, die im Rahmen der Bürgerkriege in die Flucht getrieben und grausam verfolgt wurden, so wie unsere Kollegen von ACCSS.

Die Autonomie der Gesundheit

Maria ist eine Vorreiterin. Als sie 1968 nach Mittelamerika ging, verstand sie sehr schnell, dass der Aufstand berechtigt war, und beschloss, sich ihm anzuschließen statt ihn zu bekämpfen. Sie war eine der ersten, die Anfang der 80er Jahre begann, im sandinistisch regierten Nicaragua eine unabhängige Gesundheits-NGO zu gründen. Schneller als andere hatte sie sich aus dem staatlichen Gesundheitsministerium verabschiedet. Die Rechte und Interessen der Menschen auf ein höchstmögliches Maß an Gesundheit waren über diese Institution nicht mehr zu verwirklichen. Maria ging.

Heute gehört sie zu den führenden Vertreterinnen des People's Health Movement, das sich



im Jahr 2000 in Bangladesch bei der »Weltgesundheitsversammlung von unten« gründete. Dieser Grassroots-Ansatz des PHM bestimmt

auch unser Treffen am Genfer See. Maria Zuniga und Thelma Narajan, Repräsentantin der beeindruckend starken indischen Basisgesundheitsbewegung, sitzen mit uns zusammen, um über

die geplante Konferenz im Dezember in Berlin (s. S. 24) zu debattieren. Der rasende Pressesprecher des PHM kommt dazu, packt seinen Laptop aus und diskutiert die jüngste kritische Presseerklärung zur AIDS-Politik der WHO. Wir werden aufgefordert auch unsere Meinung dazu zu sagen. Schließlich gehört auch medico zum People's Health Movement. Unverdrossen bringen seine Sprecher auf der WHO-Versammlung den eigenen radikalen Standpunkt zu Gehör. Diese soziale Anwaltschaft für diejenigen, deren Stimmen nicht gehört werden, ist wie ein steter Tropfen. Es gibt in den Gremien der WHO Ansprechpartner und manche sind auch Partner im Geist. Das ist nicht zu unterschätzen. So schwerfällig die surpranationale Gesundheitsbehörde auch sein mag, wo, wenn nicht dort, können Gegenstandpunkte zur neoliberalen Ausgrenzungspolitik wirksam werden? So betreibt das PHM Lobby-Arbeit bei der WHO und integriert sich zugleich in die Bewegung der internationalen Sozialforen. Das PHM verfügt dabei nicht nur über die Stärke der Kritik, sondern auch über den Vorteil der kritischen Praxis.

Im PHM sind viele alte medico-Kooperationspartner versammelt: nicht nur Maria Zuniga, auch David Sanders aus Südafrika ist dabei.

Unter seiner Federführung entsteht eine Reihe von gemeinwesenorientierten AIDS-Projekten in Südafrika. Oder Mustafa Barghouthi und seine

Palestinian Medical Relief Society, die mit Unterstützung von medico ihren gemeindeorientierten Gesundheitsansatz gegenüber einer anhaltenden israelischen Besatzung verteidigt, um sich zugleich auch gegen die korrupte palästinensische Führung zu wenden.

Angesichts dieser Refundation der globalen Gesundheitsbewegung auch von ihrer Repolitisierung zu sprechen, ist nicht vermessen. Wie viel sich davon mit gesundheits- und sozialpolitischen Debatten in Deutschland verbinden lässt, wird man auf der Konferenz »Armut und Gesundheit« im Dezember in Berlin ausloten. Hier hat medico die Vertreter des PHM eingeladen, um das Netz zwischen dort und hier enger zu knüpfen. Auch wenn man in Berlin nicht die schöne Aussicht auf den Genfer See genießen kann.

Katja Maurer

Projektstichwort

Das internationale Geflecht unserer Partner braucht mehr als Ihre ideelle Unterstützung. Reale oder virtuelle Begegnungen, aus denen Austausch und gemeinsames Handeln entsteht, bedürfen Ihrer finanziellen Solidarität. Für die Förderung solcher globaler Aktivitäten bitten wir um Unterstützung unter dem umfassenden medico-Spendenstichwort »Netzwerk«.



600 × Bew

Minen-Arithmetik: Eine Mine kostet einen Euro. Eine Mine zu beseitigen verlangt bis zu 1.000 EURO. In 68 Ländern der Erde sind etwa 80 Mio. dieser Sprengkörper verlegt und verletzten im Schnitt 25.000 Menschen per anno. Minen sichern und »säubern« geographische Gebiete und konfliktuöse Zonen: zwischen Staaten, in Bürgerkriegen, gegen Migranten und Flüchtlinge.

Beispiel Angola: Geschätzte 10 Mio. Minen auf geschätzte 12 Mio. Menschen. Im worst case überleben 2 Mio. Gesunde, Unperforierte Angolaner. Die Sozialarbeiter des angolanischen medico-Partners CAPDC versorgen bei Minenunfällen das Opfer und geben therapeutische Hilfestellung für eine lebenswürdige Zukunft. 5.000 Euro kostet allein die prothetische Versorgung eines Menschen – doch was kostet das Seelenheil?

Beispiel Afghanistan: Zwischen 7 und 10 Mio. teuflische und tückische Menschenraffer liegen in der afghanische Erde, oft wildgestreut wie tollwütiges Konfetti. Etwa 70 Prozent der Minenopfer sind Zivilisten, 11 Prozent davon Kinder unter 14 Jahren. Minen sind Soldaten, die niemals schlafen, erklären die lokalen Minenräumer des medico-Partners OMAR den Kindern. Die »no-go-areas« werden von OMAR in Lebenswelten verwandelt: Allein 210 000 m² im Jahr 2003.

Minen räumen – Ein Mausclick genügt!



Bewegung schaffen



medico sucht Minenräumer. Praktisch und Konkret. Wie das geht? Werden Sie mit mindestens 500 Euro Eigner eines 80 x 80 cm großen Segments einer Bodeninstallation, die der Konzeptkünstler Peter Zizka entwarf. Ein wörtlich zu nehmender Minenteppich, ein wirklicher Bodenbelag mit fotografisch exakter Abbildung der sonst so unsichtbaren Waffe. 600 streng limitierte Teilstücke dieses »heißen Pflasters« stehen zu Gebot. So sollen 300.000 Euro zusammenkommen. Jede erworbene Platte wird umgelegt in finanzielle Hilfe und schafft Sicherheit & Bewegung für die Menschen in unseren Projektgebieten.

WAS SIE TUN KÖNNEN? Bestellen Sie unseren kostenlosen Informationsprospekt. Werben Sie Anteilsgemeinschaften: Im Bekanntenkreis, in der Familie, im Verein, oder auch unter Arbeitskollegen. Im Internet wird ihr Teilstück – wenn gewünscht! – schon jetzt mit dem Namen der Spender versehen und nach Ende der Aktion natürlich übersandt. Besuchen Sie unter www.medico.de den virtuellen Minenteppich. Ein entschiedener Mausklick genügt. Darum wollen wir Sie hiermit bitten! Auch im Namen unserer Partner in Angola, Afghanistan, El Salvador und Kambodscha.

Optikum und das Theater Freiburg in Kooperation mit medico international die Bodeninstallation von Peter Zizka erstmalig ab dem ... sein. Die Orte und Termine können Sie über unsere Homepage erfahren. Oder Sie rufen uns einfach an.

Zukunft ohne Aussicht?

Der Mauerbau macht Palästinenser und Israelis zu Gefangenen

Martin Glasenapp

»Ein Heim, das mein Nachbar nicht anerkennt, ist kein Heim. Ein Jüdisches Nationalheim, das von dem Nachbarvolk nicht anerkannt und nicht respektiert wird, ist kein Heim, sondern eine Illusion – bis es zu einem Schlachtfeld wird.« (Hannah Arendt, 1945)

Der altersschwache und verbeulte Ford Granada von Dr. Mohamad Abushi hüpft im Schrittempo über eine staubige, ungeteerte Straße. Nach einer kurzen Fahrt stoppt der Wagen. Der Weg ist aufgerissen, Erdwälle machen eine Weiterfahrt unmöglich. Der örtliche Direktor der Palestinian Medical Relief Society (PMRS) deutet auf das Bauwerk, mit dem die Region Qalqiliya internationale Aufmerksamkeit erlangen konnte. Hier am westlichen Stadtrand, unweit der »Grünen Linie«, der alten völkerrechtlich anerkannten östlichen Grenze Israels, steht sie: die Mauer. Graue, nackte, lückenlose Betonstreben verdichten sich zu einem acht Meter hohen Festungswall. Alle 500 Meter ein Beobachtungsturm mit Schießscharten und Kameras. »Die Israelis sind nicht dumm«, sagt der Arzt und medico-Partner lächelnd und erinnert sich: »Damals in den Achtzigern, in Zeiten der ersten Intifada, wurde ich zweimal im Lager Ansar in der Negev-Wüste gefangen gehalten. Heute bauen sie das Gefängnis um uns herum.«

Die Enklaven

Jedem, der an den bislang fertiggestellten oder im Bau befindlichen Teilstücken der Mauer entlangfährt, fällt sofort ein Aspekt auf: Der Verlauf der Sperranlage wurde bewusst ohne

jede Rücksicht auf das Leben der betroffenen palästinensischen Bevölkerung bestimmt. Als wäre die Westbank eine vakante Landschaft. Für die Route des Zauns mag die Topographie, die Lage der jüdischen Siedlungen, mögen taktische Erwägungen und strategische Ziele eine Rolle gespielt haben. Aber die Palästinenser? Die Barriere, so wie sie jetzt ist, trennt in der gesamten Westbank 400.000 Nicht-Israelis von ihren Einkommensquellen und sperrt sie förmlich ein.

Qalqiliya ist ein Beispiel dafür. Hier leben derzeit 120.000 Palästinenser, 15.000 von ihnen finden sich heute auf der »falschen Seite« wieder, eingeschlossen zwischen der Mauer und der »Grünen Linie«. Im Zuge des Mauerbaus hat Israel hier 83 Quadratkilometer Land enteignet. Felder, Arbeitsplätze, Schulen, Krankenhäuser, gar Friedhöfe, sind von einem auf den anderen Tag unerreichbar. Die Region war einst der »Brotkorb« der nördlichen Westbank. Auch viele Israelis besuchten die Märkte von Qalqiliya, denn Obst und Gemüse waren frischer und billiger als im nahen Tel Aviv – vor der zweiten Intifada und vor der Mauer. Heute ist die Stadt eingeschlossen – bis auf einen einzigen israelischen Checkpoint und vier weitere Tore. Nach Angaben der PMRS sind mittlerweile drei Viertel der Bewohner Qalqiliyas von Lebensmittelhilfe



Eine acht Meter hohe Mauer umschließt die Stadt Qalqilya auf der Westbank.
Foto: Kai Wiedenhöfer/Lookat

abhängig. Die Arbeitslosenquote liegt bei 67 Prozent. Bereits 4.000 Menschen haben die Enklave verlassen. Das einstige Handelszentrum ist heute eine sterbende Stadt.

Folgen der Globalisierung

Israelische Richter forderten die Sharon-Regierung angesichts der zunehmenden internationalen Kritik wiederholt auf, den aktuellen Zaunverlauf zu »humanisieren«, sprich: die Route näher an die Waffenstillstandslinie von 1967 zu verlegen. Der Oberste Gerichtshof in Tel Aviv gilt als Eckpfeiler des israelischen Liberalismus. Aber der richterliche Einspruch wird die langfristige Wirkung der Sperranlage auf die palästinensische, aber auch israelische Gesellschaft nur graduell ändern können.

Seitdem Israel immer mehr nicht-jüdische Arbeitssimmigranten ins Land holt, werden die Palästinenser auch wirtschaftlich überflüssig. Im Zuge der Globalisierung werden sie ausgemustert, wie Millionen andere Menschen auch. Eigentlich können sie gehen. Die Mauer wirkt hier wie ein zusätzliches Mittel, auch die ökonomisch bedingte Abwanderung der Palästinenser aus Palästina zu befördern. Besonders drastisch auszumachen ist dieser Prozess in Jerusalem – und in den

Nachbarstädten Ramallah und Bethlehem. Ist der im Bau befindliche »Jerusalem-Envelope«, das Teilstück der Mauer um Jerusalem herum, erst fertiggestellt, dann werden nicht nur die arabischen Stadtbezirke von Jerusalem, wie etwa Abu Dis, buchstäblich zerschnitten, sondern auch die angrenzenden Zentren Ramallah und Bethlehem von ihrem Umland getrennt. Beiden Städten wird die Möglichkeit der Ausdehnung, der Entwicklung genommen. Die Palästinenser werden von der sie umgebenden modernen Welt ausgesperrt. Das urbane Palästina wird zerstört. Die palästinensischen Städte verlieren ihre Identität als Plätze des materiellen und immateriellen Austausches. Der kulturelle und ideelle Freiraum der Cafés und Theater zerfällt, den Orten des öffentlichen Widerspruchs und Alltagsdissens gegen autoritären Feudalismus und religiöse Intoleranz droht der unfreiwillige Rückfall in die rückständige Provinz. Jeder Blick über die Stadtgrenze hinaus wird am Zaun enden, der Alltag wird »gaza-isiert«, das Lebensgefühl läuft Gefahr, sich der Enge im eingehegten Gaza-Streifen anzugleichen.

Zerstörung der Urbanität

All diese Umstände beschreiben eine geradezu sinnlich spürbare Zerstörung. Eine Verwüstung,



Nazlat Issa, nahe Ost-Jerusalem. Vor der Mauer war der Stadtteil ein beliebter Umschlagsplatz für Waren aus der Westbank und Israel.

die sich nicht nur gegen die Menschen, sondern auch ihre Umgebung richtet und deren Konturen tiefgreifend verändert. Plötzlich erscheinen die Planiertrauen am Straßenrand dabei so kriegswichtig wie Panzer, Wachtürme und Sperranlagen.

Aber der Mauerbau trifft nicht nur die palästinensische Gesellschaft – sondern auch das von Hannah Arendt beschriebene »jüdische Nationalheim«, dessen Zukunft ihr nur in friedlicher Nachbarschaft vorstellbar war. In den israelischen Städten hat die Gewalt der Selbstmordanschläge den öffentlichen Raum längst zum gefährlichen Terrain werden lassen. Der beabsichtigte Schutz vor Attentaten bedeutet zugleich Verdrängung, Auflösung und Abschottung. Kürzlich beschrieb der in Tel Aviv lebende Psychoanalytiker Dan Bar-On daher den Einschluss der palästinensischen Gebiete auch als Ausschluss der Jüdinnen und Juden aus ihrer eigenen Lebenswelt – des Nahen Ostens. Die Mauer erinnere ihn an den Bau eines »neuen, riesigen Ghettos auch für uns, nicht nur die Palästinenser. Von hier aus kann man sich nur in eine Richtung bewegen: nach Westen zum Meer.« Es ist ein selbstbetriebener Einschluss, der keine Sicht, kein Fenster mehr offen lässt. Es bleibt allein ein Bild der Leere von dem Dahinter. Wo früher eine Landschaft war, ist jetzt nur noch

ein Betonstreifen, der dadurch auch die Palästinenser selbst aus dem Bereich des eigenen Einfühlungsvermögens tilgen soll. Damit ist es nicht mehr möglich, das Leiden des »Anderen« wahrzunehmen und für wahr zu halten. Freund oder Feind bleibt als Schema auf beiden Seiten. Auch für die palästinensische Bevölkerung soll Israel bildlich regelrecht verschwinden – hinter einer Mauer, die umso mehr zur gegenseitigen Projektionsfläche werden wird.

Gegen die Trennung – das medico-Projekt

Unterhalb der Siedlungen, die die Hügel besetzen, ihren Trassen, Tunnel und Brücken, liegen die Straßen der Besiegten. Aber hier, in den Tälern, Olivenhainen, Dörfern und Städten der Westbank, findet sich auch das andere Israel-Palästina. Es klingt widersinnig, aber gerade der Mauerbau hat eine schon verloren geglaubte Protestkultur wiederbelebt. In zivilen Massenaktionen, durch Sitzblockaden und Demonstrationen, versuchen ganze Kommunen – Junge, Alte, Frauen und Männer – den Raub ihres Landes aufzuhalten. »Erhebt die Stimme der Vernunft – damit sie den Lärm der Kugeln und der Unterdrückung übertönt«, schrieben Dörfer nahe Ramallah in einem offenen Brief an die jüdischen Siedlungen und israelischen Wohngebiete in ihrer Umgebung. Und die Israelis kommen –



Die jüdische Siedlung Har Homa/Kjbel Abu Reimaim im Süden Jerusalems. Durch den Zaun werden palästinensische Anrainerdörfer von der Westbank abgetrennt und Teil des israelischen Jerusalems. Den Dorfbewohnern droht die Ausweisung. Fotos: Kai Wiedenhöfer/Lookat

nicht nur junge Anti-Mauer-Aktivist*innen aus Tel Aviv und Haifa schließen sich den Protesten an, selbst Bewohner jüdischer Siedlungen verfassen Eingaben an den Obersten Gerichtshof oder versuchen immer wieder zusammen mit ihren palästinensischen Nachbarn den Bau der Separationsanlage aufzuhalten.

Dass die Zukunft von Israelis und Palästinensern unauflösbar miteinander verbunden ist, erklärten unlängst in eindringlichen Worten auch namhafte israelische Bürgerrechtler wie Michael Warschavski und Moshe Zuckermann. Sie und andere Intellektuelle riefen ausdrücklich als Juden und Jüdinnen in Israel ihre jüdischen Mitbürger auf, sich der »tödlichen Falle« des Mauerbaus bewusst zu werden, an dessen Ende das »größte Ghetto in der Geschichte des jüdischen Volkes« zu stehen drohe. Auch Ruchama Marton, die Vorsitzende unseres israelischen Partners Physicians for Human Rights, unterstützt diesen Appell, der eine lebenswerte Perspektive im Nahen Osten nur in der »Koexistenz aller Menschen dieses Landes, basierend auf gegenseitiger Anerkennung und gleichberechtigter Partnerschaft« gesichert sieht. Eine Vision, die die israelischen Ärzte im Alltag schon längst praktizieren – ganz handfest und überall dort auf der Westbank, wo sie zusammen mit Mustafa Barghouthi und den palästinensischen

Notfallkomitees der PMRS ihre mobilen Gesundheitsdienste anbieten.

Starthilfe für neue Kliniken

Aktuell arbeiten unsere beiden Partner verstärkt in den palästinensischen Gemeinden, die vom Zaunverlauf besonders getroffen werden. Sie erstellen eine genaue Bedarfsstudie. Wo ist die Gesundheitsversorgung der betroffenen Dörfer am eklatantesten eingeschränkt? Wo ist die Hilfe jetzt am nötigsten, ungeachtet aller politischen Auseinandersetzung um die Mauer? Besonders dramatisch erwies sich die Lage in Qalqiliya und in den vom Zaun nahezu eingeschlossenen Dörfern unweit von Ramallah.

Projektstichwort

medico hat jetzt 20.000 Euro Starthilfe für eine spezielle mobile Klinik im Distrikt Ramallah bereitgestellt. Und wir planen weitere. Bewusst wollen unsere Partner vermeiden, in den betroffenen Gebieten feste Gesundheitsstationen zu errichten. Denn das hieße, die Umzäunung der Bevölkerung als gegeben hinzunehmen. Darin haben sie unsere volle Unterstützung. Und dafür möchten wir auch Sie um ihre verstärkte Spende bitten. Das Stichwort dafür lautet: »Israel-Palästina«. Denn es kann nur eine gemeinsame Zukunft geben.

medico – Jahresbilanz 2003

Spendeneingang bleibt konstant

Der Jahresetat von medico international betrug 2003 insgesamt 6.949.502 €. Darin enthalten waren Spenden, Zuschüsse, Bußgelder, Mitgliedsbeiträge und Rücklagen für langfristige Verpflichtungen.

Einnahmen Die Spenden sind mit 2.195.704 € in etwa gleich geblieben. Die relative Konstanz in der Höhe des Spendeneingangs schon seit einigen Jahren verweist auf das Vorhandensein einer festen Spenderschaft. Diese dauerhafte Verbundenheit mit unseren Zielen schafft die Grundlage für langfristige Projektförderungen und nachhaltige Veränderungen. Hervorzuheben ist die weitere Zunahme von Fördermitgliedschaften.

Ausgaben Für die Projektarbeit hat medico im vergangenen Jahr 3.959.805 € aufgewendet. Zu den größten Vorhaben zählten die Versorgung der Flüchtlinge aus der Westsahara (1,1 Mio. €), die Hilfen für Afghanistan (649 Tsd. €),

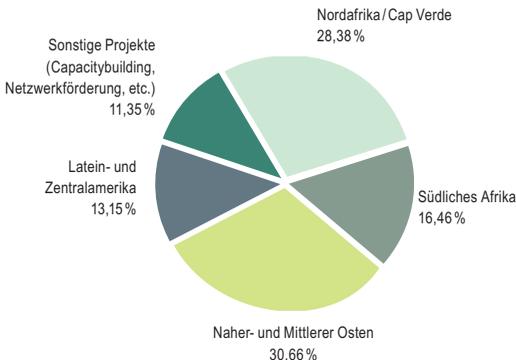
Israel/Palästina (469 Tsd. €) und Angola (435 Tsd. €). Nicht immer waren große Summen notwendig, um viel zu erreichen. In Sierra Leone gaben wir für einen Workshop, mit dem sich örtliche Gesundheits- und Sozialarbeiter auf die kritische Begleitung des nationalen Versöhnungsprozesses vorbereiteten, gerade mal 3.200 € aus.

Für die Öffentlichkeitsarbeit, die Satzungsziel ist, wendeten wir 654.401 Euro auf, was einem Anteil von 12,9 % der Gesamtausgaben entspricht.

Die Aufwendungen für administrative Belange betragen 432.121 € bzw. 8,6 % der Gesamtausgaben.

Eine ausführliche Bilanz des Jahres 2003 finden Sie in unserem Jahresbericht, der nicht nur die nackten Zahlen enthält, sondern auch ausführliche Berichte über unserer Aktivitäten im Berichtszeitraum. Sie können ihn kostenlos bei uns bestellen.

Projektausgaben nach Regionen



Eingänge

Einnahmen für Projekte

■ Geldspenden	2.195.703,98 €
■ Zuschüsse	2.466.810,82 €
■ Zinserträge/Bußgelder	28.912,78 €

4.691.427,58 €

Öffentlichkeitsarbeit 54.141,50 €

Verwaltung (Mitgliedsbeiträge, Erstattungen,
Bundesamt f. d. Zivildienst, etc.) 2.365,56 €

Insgesamt 4.747.934,64 €

Rücklagen

nach Paragraph 58 Nr. 6
der Abgabenordnung (AO) 1.527.573,11 €
(Stand am 01.01.2002)

- für Projekte, die in 2002 vom Vorstand beschlossen wurden, der Mittelabfluß zum 31.12.2002 jedoch noch nicht oder nur teilweise erfolgen konnte
- für bereits angelaufene Projekte/Maßnahmen, bei denen den jeweiligen Projektpartnern bereits Zusagen gemacht wurden, wo aber noch Klärungen erforderlich sind.

Bestand

zuzüglich Bestand am 01.01.2003 673.993,91 €

Haushalt 2003 6.949.501,66 €

Aufwendungen

Projektkosten	3.959.804,74 €
Öffentlichkeitsarbeit	654.401,36 €
Verwaltungskosten	432.121,59 €

Aufwendungen insgesamt 5.046.327,69 €

Rücklagen

nach Paragraph 58 Nr. 6
der Abgabenordnung (AO) in 2003

- für Projekte, die in 2003 vom Vorstand beschlossen wurden, der Mittelabfluß zum 31.12.2003 jedoch noch nicht oder nur teilweise erfolgen konnte
- für bereits angelaufene Projekte/Maßnahmen, bei denen den jeweiligen Projektpartnern bereits Zusagen gemacht wurden, wo aber noch Klärungen erforderlich sind.

Rücklagen / Stand 31.12.2003 1.017.271,26 €

Vereinsvermögen

**Bestand / Vereinsvermögen
zum 31.12.2003 885.902,71 €**

Zusammenfassung

Aufwendungen	5.046.327,69 €
Rücklagen	1.017.271,26 €
Vereinsvermögen zum 31.12.2003	885.902,71 €

Haushalt 2003 6.949.501,66 €

Projektausgaben nach Projektländern

■ Nicaragua	210.938,70 €	■ El Salvador	20.020,00 €
■ Guatemala	246.064,02 €	■ Chile	20.729,97 €
■ Brasilien	23.013,62 €	■ Westsahara	1.102.843,40 €
■ Capverde	6.959,85 €	■ Sierra Leone	13.831,96 €
■ Südafrika	196.999,51 €	■ Angola	435.494,58 €
■ Mosambik	19.325,44 €	■ Afghanistan	649.336,03 €
■ Kurdistan	95.405,00 €	■ Libanon/Palästina/Israel	469.246,49 €
■ Capacitybuilding / Netzwerkförderung	98.217,99 €		
■ Kleinprojekte und Projektrealisierung	351.378,18 €		

Projektausgaben insgesamt 3.959.804,74 €

Think global – act local!

bei der 10. Konferenz »Armut und Gesundheit«, Berlin 3.–4. Dezember 2004

Neue Bewegungen für Gesundheit! – unter diesem Motto findet im Dezember 2004 in Berlin die jährliche Konferenz »Armut und Gesundheit« der Landesarbeitsgemeinschaft Gesundheit Berlin statt. Zum ersten Mal internationalisiert sich diese traditionsreiche Tagung. Im Rahmen der Konferenz verantwortet medico den Themenkomplex »Gesundheit und Globalisierung«. In vier aufeinanderfolgenden Veranstaltungen beschäftigen sich Repräsentanten des internationalen People's Health Movement, Vertreter internationaler Institutionen und Hilfsorganisationen sowie Fachleute für Public Health mit den Folgen neoliberaler Politik für die globale Gesundheitssituation. Debattiert werden die strategischen Optionen einer Gesundheitsbewegung, die nach wie vor an dem Ziel »Gesundheit für alle« festhält.

Gesundheit & Globalisierung

Debatten, Konzepte & Handlungsoptionen einer internationalen Gesundheitsbewegung

Freitag, 3. Dezember

Workshop I 11.30–13.00 Uhr

Erfahrungen und Strategien im Umgang mit neoliberalen Gesundheitspolitiken

■ Maria Hamlin Zuniga (International People's Health Council Managua, Nicaragua)
Gesundheit ist politisch! Widerstandsformen gegen Privatisierungen im Gesundheitswesen.

■ Dr. José Utrera (Wemos, People's Health Movement Europe, Amsterdam)
Public Private Partnerships for Health – Chance oder Gefahr für die Gesundheitsversorgung?

■ Dr. Dr. Jens Holst (Arzt, Gesundheitswissenschaftler und Publizist, Berlin)
Was lässt sich aus dem Scheitern neoliberaler Versicherungsmodelle in Lateinamerika lernen?

Freitag, 3. Dezember

Workshop II 14.15–15.45 Uhr

Bewegung »Gesundheit für Alle« – das People's Health Movement (PHM)

■ Dr. Thelma Narajan (Sekretariat des PHM, Bangalore, Indien), Maria Zuniga (International People's Health Council Managua, Nicaragua), Prof. Dr. David Sanders (School of Public Health – Western Cape, PHM Südafrika):

Perspektiven von Gesundheitsbewegungen in einer globalisierten Welt

■ Dr. Halfdan Mahler (ehem. Direktor der WHO, Genf):
Kommentar: Gesundheit für alle – ein gescheiterter WHO-Beschluss?

Anmeldung

Ich melde mich für die Workshops von medico international auf der Konferenz »Armut und Gesundheit« am 3. und 4. Dezember in Berlin an.

.....Name.....
.....Vorname.....
.....Institution.....
.....Straße.....
.....PLZ.....
.....Ort.....
.....Tel./Fax.....
.....E-Mail..... für die Anmeldebestätigung mit Anfahrtsbeschreibung)

Stichwort: Workshop medico international

Anmeldung per E-Mail, Fax, schriftlich oder telefonisch an:

Gesundheit Berlin e.V.

Friedrichstraße 231

10969 Berlin

Tel.: (030) 44 31 90 60

Fax: (030) 44 31 90 63

E-Mail: anmeldung@gesundheitberlin.de

Bei online-Anmeldungen bitte das Stichwort »Workshop medico international« angeben.

Teilnahmegebühr:

50,- Euro, ermäßigt 5,- Euro (für Einkommenslose).

Die Gebühr berechtigt zur Teilnahme am gesamten Kongress Armut und Gesundheit. Bitte bar vor Ort oder Überweisung an:

Gesundheit Berlin e.V.

Stichwort:

Kongressgebühr + Name des/der Teilnehmer/in

Bank für Sozialwirtschaft AG

BLZ 100 205 00

Kto-Nr. 3339 602

Freitag, 3. Dezember

Workshop III 16.15–17.45 Uhr

Strategien und Kontroversen im Umgang mit einer globalisierten Epidemie: Das Beispiel HIV/AIDS

■ Ian Grubb (WHO 3 by 5 – Initiative zur medikamentösen Behandlung von 3 Millionen AIDS-Kranken bis 2005, Genf), angefragt
Gesundheitssysteme stärken durch die Forcierung der ARV-Therapie für Menschen, die mit HIV/AIDS leben: der Beitrag der WHO.

■ Prof. Dr. David Sanders (PHM South Africa, Kapstadt)
Herausforderungen an die Gesundheitssysteme angesichts der HIV/AIDS Epidemie: Erfahrungen aus dem südlichen Afrika.

■ Spring Gombe (HAI Europe, Forschungsprojekt zum Global Fund, Amsterdam)
Wer profitiert von der »Kriegskasse gegen AIDS«?
Zur Notwendigkeit einer öffentlichen Kontrolle der globalen Behandlungsinitiativen.

Samstag, 4. Dezember

Workshop IV 9.30–11.00 Uhr

Gesundheit für Alle statt Zugang für Wenige. Soziale Sicherung lokal und global denken und durchsetzen. Ein Streitgespräch

■ Michael Cichon (Internationale Arbeitsorganisation, Genf)
Dr. Andreas Wulf (medico international, Frankfurt)
Dr. Thelma Narajan (PHM Indien)
Prof. Dr. Ilona Kickbusch (Global Health, Yale University, New Haven, USA), angefragt.



Heilung ist möglich

Warum »Gesundheit für alle« eine vernünftige Utopie ist

von Ellis Huber

Ellis Huber
Vorstand der SECURVITA BKK, von 1987 bis
1999 Präsident der Berliner Ärztekammer

stiftung medico

Wir alle wissen und spüren es, sehen es tagtäglich in den Nachrichten: Der Zustand der Welt liegt im Argen, sowohl auf internationaler Ebene als auch dort, wo die einzelnen Menschen ihr Leben zu meistern versuchen. Zwar ist die Welt mit der globalen Entfesselung des Kapitalismus näher zusammengedrückt, doch war sie nie so gespalten, so voller Elend und Gewalt. Daniel Goeudevert, einst erfolgreicher Topmanager der Automobilindustrie und kundiger Experte in Sachen Globalisierung, brachte es auf den Punkt: »Der moderne Kapitalismus ist außer Rand und Band geraten, und das Elend – überwiegend psychisches auf der Nordhalbkugel, überwiegend physisches auf der Südhalbkugel – das auf dem Bodensatz seiner Skrupellosigkeit gedeiht, ist zum Erbarmen.« Die Globalisierung der Wirtschaft und ihre Folgen zerstören die sozialen

Verhältnisse, die Beziehungen der Menschen untereinander, sowohl in den armen wie in den reichen Gesellschaften.

Kritische Öffentlichkeit als soziale Medizin

Drei Milliarden Menschen führen heute einen schier hoffnungslosen Überlebenskampf mit weniger als zwei Dollar am Tag. Ein Drittel hat nicht einmal Zugang zu den notwendigsten Arzneimitteln. Zwar ist die Weltwirtschaft seit 1950 um das Siebenfache angestiegen, doch profitieren immer weniger Menschen davon. Gibt es ein »heilsames Mittel« gegen die strukturellen Mißstände?

Ganz sicher: ja! – Allerdings ist es kein Mittel, das von außen kommt, sondern das im Sozialen selbst entfaltet werden muss. Notwendig sind

stiftung medico international

Die Idee kommt voran!

Im letzten Rundschreiben haben wir uns, liebe Leserinnen und Leser, mit einem Aufruf zur Gründung einer »stiftung medico international« an Sie gewandt. So sehr wir davon überzeugt waren, dass eine solche Stiftung zur Sicherung der Kontinuität und der Unabhängigkeit der Arbeit von medico beitragen wird, so wenig konnten wir einschätzen, ob auch tatsächlich ein ausreichend großes Stiftungskapital zustandekommen könnte.

Nun wissen wir, dass die Hoffnung, noch im laufenden Jahr die Stiftung formell gründen zu können, nur zu berechtigt war. Die Resonanz, die wir erfahren haben, war durchweg positiv und ermutigend. Bald dreißig Personen riefen spontan an und versprachen, sich mit der Mindesteinlage von 3.000 € am Aufbau der Stiftung zu beteiligen. Viele andere ließen sich die Stiftungsbroschüre schicken, um sich näher mit der Idee auseinanderzusetzen oder im Freundes- und Bekanntenkreis für die Idee zu werben. Erfreulich auch, dass unter denen, die ihre Bereitschaft zu Einlagen erklärt haben, auch ei-

neue Konzepte und neue Formen des Handelns. Mit der »Internationalen Kampagne für das Verbot von Landminen« hat medico international exemplarisch gezeigt, wie die Kräfte einer kritischen Öffentlichkeit auf die globalen Mächte Einfluss nehmen und gerade Nichtregierungsorganisationen eine »Heilkunst« entfalten können, die den Menschen hilft und die negativen Auswirkungen der Globalisierung bekämpft: wirksam und nachhaltig.

Individuelle und soziale Gesundheit stellen Werte dar, die nicht an der Börse gehandelt werden können

Globale Gesundheit ist möglich. Sie entsteht auf der Grundlage einer international vernetzten und handlungsmächtigen weltweiten Solidargemeinschaft, einer »Health Community«, die endlich den Menschen und nicht mehr den Profit in den Mittelpunkt ihres Handelns stellt. Das mag utopisch klingen, ebenso wie die Idee einer »Weltgesundheitskasse«, die allen Menschen den Zugang zu einer gesundheitlichen Basisversorgung sichert, und doch gibt es dazu keine Alternative.

Eine solche nachhaltige Gesundheitspflege kann die Wunden überwinden helfen, die durch die so-

ziale Kälte, durch Gewalt, Angst, Armut, Hunger oder Einsamkeit geschlagen wurden. Schritt für Schritt lassen sich die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebensbedingungen der Menschen zum Besseren wenden. Die notwendige »Therapie« verspricht keine schnelle und auch keine endgültige Heilung. Fraglos geht es um einen langwierigen Veränderungsprozess. Wir müssen ihn aber jetzt einleiten. Und das Umdenken hat längst begonnen.

»Gesundheit wird von Menschen in ihrer alltäglichen Umwelt geschaffen und gelebt: dort wo sie spielen, lernen, arbeiten und lieben. Gesundheit entsteht dadurch, dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die all ihren Bürgerinnen und Bürgern Gesundheit ermöglichen.« – Die Ottawa Charta zur Gesundheitsförderung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) beschreibt die globale Aufgabe. Individuelle und soziale Ge-

nige Stifterinnen und Stifter sind, die umfangreiche Beträge bereitstellen möchten. *»Wir hatten schon darüber nachgedacht, eine eigene Stiftung zu gründen«,* so ein potentiell Stifterpaar aus dem Süddeutschen. *»Dann lasen wir von der Idee der stiftung medico international, die sich absolut mit unseren Absichten deckt. Warum sollten wir da etwas Eigenes machen? Da machen wir gerne mit.«*

Ursprünglich wollten wir bis zum Ende dieses Jahres ein Gründungskapital in Höhe von 500.000€ zusammentragen. Nun sieht es so aus, dass wir sogar das Doppelte schaffen können. Dafür werben wir nun: Anfang September mit einer Beilage in der TAZ und natürlich auch zusammen mit Ihnen. Die Beilage, in der u.a. prominente Unterstützer erklärten, warum sie für die *stiftung medico international* eintreten, stellen wir Ihnen übrigens gerne auch in größeren Stückzahlen zur Verfügung. Mit Ihrer tatkräftigen Mithilfe, mit ein wenig Überzeugungsarbeit unter möglichen Stiftern im Bekanntenkreis kann der Endspurt gelingen. Das Ziel bleibt die dauerhafte Absicherung der Arbeit von medico durch Schaffung eines weiteren finanziellen Standbeins.

Für weitere Informationen steht Ihnen unsere Mitarbeiterin Gudrun Kortas gern zur Verfügung, Tel. (069)944 38-28, Email; kortas@medico.de

sundheit stellen Werte dar, die nicht an der Börse gehandelt werden können. Gesundheit entsteht im sozialen Kontext, jenseits von ökonomischen und eigennützigen Interessen.

Die Sorge um Kranke und Bedürftige vermittelt einen tiefen Kontakt zur Würde des Menschen. Krankheit, Hinfälligkeit und Tod sind elementare Gefährdungen, die dem einzelnen Menschen seine Existenz als ein soziales, auf seine Mitmenschen bezogenes Wesen sinnlich und direkt deutlich machen. Menschlichkeit im Umgang mit Gesundheit und Krankheit bindet und integriert die Gesellschaften mehr als Ideologien, Religionen oder nationale Identitäten.

Gesundheit verlangt mehr als die freie Arztwahl

Ein weltweit vernetztes Gesundheitswesen und solidarische Gesundheitssysteme jenseits von Staat und Markt – das sind zentrale Stützen der

Infrastruktur jeder künftigen Zivilgesellschaft, die sich zu Recht Zivilgesellschaft nennen will. Aufgrund ihrer Wirtschaftskraft, der Orientierung an humanen Werten und ihrer sozialen Bedeutung kann Gesundheit – verstanden als Menschenrecht und öffentliches Gut – am ehesten eine neue Balance zwischen Staatlichkeit, Markt und Gesellschaft herstellen. Zugleich fördert das Bemühen um Gesundheit die Begründung einer neuen Internationalität, die allerorten Solidarität und soziale Entwicklung antreibt und im globalen Maßstab die Würde des Menschen kultiviert.

Es sind gerade die privaten Initiativen, das soziale Engagement der einzelnen Bürgerinnen und Bürger, die Arbeit von Nicht-Regierungsorganisationen und von Stiftungen, die darauf drängen, Grenzen zu überwinden, neue Wege zu beschreiten und das für unmöglich Gehaltene anzugehen.

Zwischen Globalisierung und flexibilisiertem Individuum und jenseits des Terrors von Ökonomie und Bürokratie gilt es, das Soziale wiederherzustellen, es sozusagen zu »reanimieren«. Gesundheitssysteme als solidarische Leistungen und Orte von humanen Werten können zum Marktplatz einer lebendigen Zivilgesellschaft werden. Gelingt es, ist das heilsam für Individuum und Gesellschaft. Gelingt es nicht, werden die destruktiven Gewalten unbeherrschbar werden. Wie sollen arme und reiche Gesellschaften ihre innere Zerrissenheit überwinden, wenn dies im Gesundheitssystem nicht glückt.

Die *stiftung medico international* hilft beim Aufbau eines Fundamentes, das eine »gesündere Welt« entstehen lässt. Eine solche Welt

Prothesenwerkstatt, Jalalabad. Afghanistan, 2002.
Foto: Andreas Zierhut / One Step Beyond



Hinweise 3 | 2004

Spendeninformation

Adressänderung

Bitte geben Sie bei Änderungen Ihrer Anschrift auch Ihre alte Adresse und/oder die Spendennummer an. So ermöglichen Sie es uns, Sie zu »finden«, und helfen zugleich mit, Verwaltungskosten zu sparen.

Einmalige Spenden

Wenn Sie uns eine Spende überweisen, möchten wir Sie bitten, auf dem Überweisungsformular Ihren Namen und Ihre Anschrift deutlich zu vermerken. Bitte geben Sie wenn möglich auch Ihre medico-Spendennummer an, das erleichtert uns die Arbeit sehr.

Die Spendenbescheinigung senden wir Ihnen bei Spenden über 100 € automatisch zu. Bei Beträgen bis einschließlich 100 € genügt dem Finanzamt in der Regel der Einzahlungsbeleg, versehen mit dem Eingangsstempel der Bank. Auf Anfrage erhalten Sie gerne auch hierfür eine Spendenbescheinigung.

Was Wann Wo

medico aktiv

Oktober

Welt-Bürgerkriegsordnung Freiburg, 04.10.2004, 20.00 Uhr im E-Werk: »Auf dem Weg in eine Welt-Bürgerkriegsordnung?«. Vortrag von Thomas Gebauer im Rahmen des Begleitprogramms zur Aufführung der Oper CIVIL warS in Freiburg.

Lizenz zum Plündern? Osnabrück 25.10.2004, 19.00 Uhr, Podiumsdiskussion mit: Anne Jung (medico international), Dominic Johnson (taz), Jürgen Kaiser (erlaßjahr.de), Prof. Dr. Reinhard Kößler (PERIPHERIE). »Lizenz zum Plündern? Auswirkungen der Globalisierung auf Subsahara-Afrika«. Ort: Lagerhalle, Cafe Spitzboden, Rolandsmauer 26.

One Step beyond Im Oktober geht die website www.one-step-beyond.de online. Das Projekt des Künstlers Lukas Einsele »One Step beyond – Wiederbegegnung mit der Mine« wurde auch von medico gefördert. Lukas Einsele besuchte unter anderem medico-Projekte in Angola, Afghanistan und Kambodscha. Seine Arbeit ist nun im Internet zu besichtigen.

November

Menschenrechts-Dokumentarfilm-Festival in Berlin Vom 18. bis 25. November findet in Berlin u.a. in Kooperation mit medico das One World Filmfestival statt. Es werden Dokumentarfilme aus allen Kontinenten gezeigt, u.a. zum Konflikt Palästina/Israel, zur Inhumanität von Flüchtlingslagern mitten in Europa oder zur Diskriminierung von Muslimen in den USA seit dem 11. September. Ein thematischer Schwerpunkt widmet sich der Situation von Menschen mit Behinderungen. Außer Filmen gibt es ein umfangreiches Begleitprogramm mit Ausstellungen, Podiumsdiskussionen und Schulvorstellungen. Das komplette Programm finden Sie ab Ende September auf www.medico.de

Weitere Termine Im November/Dezember sind weitere Veranstaltungen mit Partnern von medico in verschiedenen Städten Deutschlands geplant. Wir veröffentlichen alle Veranstaltungstermine, sobald sie feststehen, auf unserer homepage und weisen in unserem monatlich erscheinenden newsletter darauf hin. Wenn Sie ebenfalls informiert werden wollen, dann abonnieren Sie den medico-newsletter im Netz oder rufen Sie uns an.

Vielen Dank, dass Sie unsere Arbeit mit einer Spende unterstützen! medico international ist gemeinnützig und Ihre Spende ist steuerlich absetzbar.

Fördermitgliedschaft Die Fördermitgliedschaft bei medico sieht keine Projektbindung vor. Vielmehr unterstützen Sie damit unsere gesamte Projekt- und unsere unabhängige Öffentlichkeitsarbeit. Die regelmäßigen Beiträge unserer Fördermitglieder ermöglichen es uns, langfristige und verbindliche Projektkooperationen einzugehen, aber auch flexibel zu reagieren, wenn akute Hilfe notwendig ist. Der jährliche Förderbeitrag liegt bei mindestens 120 €. Das wäre z.B. der relativ kleine Betrag von 10 € monatlich. Für Leute mit wenig Geld (Auszubildende, Erwerbslose, Studierende) beträgt der jährliche Förderbeitrag 60 €. Für alle regelmäßigen Spenden (Fördermitgliedsbeiträge, Einzugsermächtigungen und Daueraufträge) schicken wir Ihnen jeweils im Januar des darauf folgenden Jahres eine Sammelbestätigung zu, auf der alle Spenden des Jahres aufgeführt sind.

Bankverbindung: medico international, Spendenkonto 1800, Frankfurter Sparkasse, BLZ 500 502 01

Liebe Leserinnen und Leser, wir möchten Ihnen eine Auswahl unseres Materials vorstellen, das Sie – auch in größeren Mengen – bei uns bestellen können. Zum Nachlesen und Weitervertiefen, für die Schule, zum Auslegen im Laden nebenan. Für Nachfragen stehen wir Ihnen unter Tel. (069) 94 43 80 gerne zur Verfügung. Die vollständige Material- und Publikationsliste können Sie bei uns anfordern oder auf unserer Homepage einsehen.

Hinweis: Unsere Materialien sind kostenlos, es sei denn, ein Preis ist vermerkt.

medico im Überblick



Neu Jahresbericht 2003

(28 S .) mit Gesamtüberblick über Projekte/Projektländer, Arbeitsfelder, Grundsätze, Schwerpunkte 2003, Finanzbericht u. Organisationsstruktur.



Partner für eine andere Welt

(6 S.) Faltblatt über Alternativen zu einer militärisch gestützten Sicherheitspolitik. Die medico-Hilfe in Israel/Palästina, Guatemala, Sierra Leone, Irak, Afghanistan.

medico Rundschreiben

Nummer 01 | 04:
Schwerpunktthema Sicherheitsdiskurs

Nummer 02 | 04:
Schwerpunktthema Nicaragua



Broschüre stiftung medico international

(12 S.) Übersicht über Ziele, Satzung, Struktur und steuerliche Aspekte der stiftung medico international, die Ende 2004 gegründet wird

Kampagnen

Zu allen Kampagnen gibt es eine vielfältige Auswahl von Materialien. Filme, Postkarten, Ausstellungen. Interessiert? Rufen Sie uns an unter: (069)94 43 80. Hier eine Auswahl:



Die Saat des Krieges

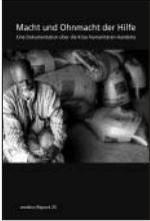
(8 S.) Die Minenzeitung informiert über Kampagnenaktivitäten und Projektarbeit von medico.



Rohstoffhandel und Krieg in Afrika

Die Ausstellung informiert in sieben Infotafeln über den skrupellosen Diamanten- und Ölhandel in Afrika. Für Schulen gut geeignet. CD-Rom und Begleitmaterial vorhanden. Zum Ausleihen.

Reports



Macht und Ohnmacht der Hilfe

Eine Dokumentation über die Krise humanitären Handelns

(134 S.) Der medico-Report 25 gibt nicht nur eine kritische Bestandsaufnahme der Instrumentalisierung von Hil-

fe, sondern beschäftigt sich auch mit Perspektiven einer Hilfe, die sich nach wie vor als sozialer Akteur versteht. 10€.

Eine Liste der medico-Reports schicken wir Ihnen gerne zu.

Projekte



Südafrika: Das Children's Resource Centre

(10 S.) Kinder und Jugendliche nehmen ihr Leben in die eigenen Hände. Über Gesundheitsaufklärung, Training gegen Gewalt an den Schulen und die Organisierung von Mädchengruppen in den Townships Südafrikas.



Brasilien: Last Exit Itacaré

(16 S.) Eine Beschreibung der vielfältigen medico-Förderung: Alle Projekte

sind durch Eigeninitiative der Menschen von Itacaré entstanden und stehen exemplarisch dafür, dass kreative Gegenwehr und Autonomiehilfe möglich sind.

Wir informieren Sie gerne über alle Projekte, die wir in Afrika, Lateinamerika und im Nahen Osten unterstützen. Die Liste können Sie telefonisch bestellen oder unter www.medico.de nachlesen.

Ich bestelle

- medico Jahresbericht 2003
- Faltblatt – »Partner für eine andere Welt«,
- medico Rundschreiben 01-04
- medico Rundschreiben 02-04
- Zeitung – Die Saat des Krieges
- Report 25 – »Macht und Ohnmacht der Hilfe« (10€)
- Faltblatt – Südafrika: Das Children's Resource Centre
- Faltblatt – Brasilien: Last Exit Itacaré

Name:

Strasse:

Ort:

Meine Spendernummer:

Ich bestelle

- kostenlose Materialien
- gegen Rechnung (zzgl. 2€ Versandkosten)
- Ich möchte, dass der Rechnungsbetrag von meinem Bankkonto abgebucht wird.
(das gilt nur für diese Bestellung)

Kontonummer:

bei der Bank:

BLZ:

Datum:

Unterschrift:

Bitte einsenden an:

medico international e.V.
Obermainanlage 7
D-60314 Frankfurt am Main
oder faxen an: (069) 43 60 02



Der ideale Mensch

Der Eisenerne Vorhang war eine Zeitmauer. Solange es ihn gab, war das Zeitproblem geographisch gebunden. Jetzt ist diese Bindung weg, und der Mensch ist der Maschinenwelt schutzlos ausgeliefert. Er kann nur hoffen, zwischen den sich unendlich vermehrenden Maschinen noch einen Ort für sich zu finden. In der Bundesrepublik gibt es schon jetzt mehr Fläche für Autos, also Straßen, Parkhäuser und dergleichen, als Wohnraum. Zeitgewinn im Sinne des Kapitalismus ist Zeitverlust für das Subjekt. Von der kapitalistischen Struktur her gesehen, ist die Ameise der ideale Mensch. Der Mensch ist der Feind der Maschine, für jedes geordnete System ist er der Störfaktor. Er ist unordentlich, macht Dreck und funktioniert nicht. Also muss er weg, und das ist die Arbeit des Kapitalismus. Die Logik der Maschine entspricht die Reduzierung des Menschen auf den Rohstoff, auf das Material plus Zahngold. Rationalität als einziges verbindliches Kriterium reduziert den Menschen auf seinen Marktwert.

(Heiner Müller, 15 Jahre vor Hartz IV)

Lob der (Ver)Störung! Verweigern wir die Kolonisierung unserer Sinnlichkeit. medico arbeitet mit 50 Projektpartnern zusammen, die in Afrika, Asien und Lateinamerika für menschengerechte Zukunftswelten in der Gegenwart streiten. Gerne informieren wir Sie über unsere Arbeit und Absichten.

